DER WENGIANER

№ 11. XV. Jahrgang. — 26. März 1903.

Vereins-Organ der „Wengia“ Solothurn.

Redaktion:
Herm. Allemann, Chefred.
Paul Roth, Sub.-Red. I. — *Karl Reber*, Sub.-Red. II.
Wilh. Schlappner, Vertreter der „Alt-Wengia“.

Abonnementspreis: Fr. 1. 50 per Semester.
Für die Mitglieder der „Alt-Wengia“ gratis. — Erscheint jeden Monat.

PATRIA! ❀ AMICITIA! ❀ SCIENTIA!

†

„Cita mors ruit“.

Wir erfüllen die schmerzliche Pflicht, unsere verehrten a. H. a. H. zu benachrichtigen, dass des Todes Sichel einem unserer Freunde geklungen. Der F.-M. von 1899

Karl Albert Wyss

v/o Naso

starb in Genua am 15. März 1903 nach schwerem Leiden im 23. Lebensjahre.

Die Wengia erwies ihm die letzte Farbenehre.

Sit illi terra levis!

Die Wengia.

Die Sage vom „Lobisei“.

(Frei bearbeitet von Flick.)

(Schluss.)

Im Lobiseihof herrschte seit dem Tode Fridels eine traurige Stille. Schön Gretchen erfüllte die Stube nicht mehr mit ihren Liedern, die sonst froh und glockenhell von ihren Lippen klangen, wenn sie am schnurrenden Spinnrad sass. Das Gesinde wusste den Schmerz der jungen Herrin wohl zu würdigen, und wenn diese ihren freundlichen Gruss nicht erwiderte, eilten sie nur kopfschüttelnd vorüber. Toni, der Meisterknecht, der in jener wilden Nacht die grässliche Mordtat vollbracht hatte, folgte ihr beständig mit seinen finster rollenden Augen. Er lachte nur über den Gram der törichten Dirne, wie er sie beim Gesinde nannte, und wenn sie, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, an ihm vorüberging, dachte er bei sich: „Ich will abwarten, bis ihr mädchenhafter Schmerz sich einwenig gelegt hat. Es mag eine Zeit kochen, dann will ich um ihre Liebe werben. Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heiratsantrag bald gar. Zum Glück darf ich mich auch stellen.“ Und wirklich stand Toni an Schönheit und Wuchs dem Müllersohn nicht viel nach. Er stand in der Mitte der Zwanzigerjahre. Die schwarzen Locken wallten ihm in einer üppigen Mähne über den kecken Nacken herab und das blühende Gesicht nahm sich zu der schlanken, kraftstrotzenden Gestalt sehr anziehend aus. Der Bauer legte grosses Gewicht auf ihn, denn er war ihm ein verständnisvoller Gehilfe, wenn es galt, ein armes Schindbäuerlein recht auszusaugen. Toni bestrebte sich auch seit einiger Zeit auf's Aeusserste, seinem Herrn recht zu gefallen, indem er ihm alles

von seinen Augen abzulesen suchte. — Monate verflossen. Gretchens heiteres Wesen wollte nicht mehr zurückkehren. Wohl hatte die Zeit ihre Wunde etwas geheilt, doch Toni sah wohl ein, dass man ihr Herz mit Fridel zu Grabe getragen und er hatte für seine Liebeswerbung wenig Hoffnung. Bald hätte er begonnen, seine Greueltat zu bereuen. Da eines Tages bot sich ihm ein Umstand, der ihm für das Gelingen seiner Bestrebungen sichere Gewähr leistete. Als er auf dem Heuboden nach den Futtervorräten schaute, hörte er im Stalle den Bauern mit jemandem reden.

Er schlich unhörbar an die hölzerne Wand und schaute durch eine Ritze hinunter. Der Bauer schritt mit einem fremden Metzger den Reihen vom schönsten Vieh entlang, um passende Stücke zum Schlachten auszulesen. Toni bemerkte, wie der Bauer gierig nach der vollgespickten Geldtasche des Fremden schielte und als dieser einmal sich niederbückend die Weichteile eines Rindes befühlte, ergriff der alte Geizhals blitzschnell einen Melchstuhl und zerschmetterte mit einem Schlage den Schädel des arglosen Mannes. Toni wollte aufjauchzen vor teuflischer Freude, doch er bezwang sich und frohlockte innerlich: „Jetzt Gret, bist du mein!“ — Trotz seiner Freude liess er keinen Blick vom Bauern. Das Blut spritzte aus der mörderischen Wunde an die Decke hinauf. Er sah, wie der Mörder rasch die Geldtasche zu sich steckte und dann den leblosen Körper zu einem Haufen Gras schleppte, der in einer Ecke lag; dort verbarg er ihn. Mit Schrecken bemerkte er darnach das Blut seines Opfers an der Decke und an den Wänden. Rasch entschlossen griff er nach einem langen Messer, das in einem Balken steckte und stach das nächste Rind nieder. Toni war schnell von seinem Verstecke herabgestiegen. Kaum

stand er vor dem Scheunentore, hörte er den Bauern seinen Namen rufen. Mit der unschuldigsten Miene der Welt trat er in den Stall und heuchelte seine grösste Verwunderung über den sonderbaren Anblick. Lachend trat ihm der Bauer entgegen: „Da, schau man einmal her, was für ein widerspenstiges Vieh das war. Wollt' ich ihm die Halfter etwas lösen, weil es zu nah gebunden war, da reisst mir die Bestie nach hinten aus und rennt dann wie der leibhaftige „Gott sei bei uns“ auf mich los. Ich kann es Gott danken, dass ich gerade dieses Messer nahe bei der Hand hatte und dem Vieh den Meister zeigen konnte. Es war ein vollblütiges Tier, wie du da siehst. S'ist jammerschade drum. Nun, s'gibt auch ein feines Fressen.“

Toni lachte ihm übermässig Beifall zu, doch für sich dachte er: „Hast recht, s'gibt gerade den Hochzeitsbraten und das Tröpfchen Menschenblut, das dran klebt, riecht ja kein Gerber.“ — Noch am gleichen Abend wurde das Rind ausgeschlachtet. Toni überlegte sich unterdessen, wie er den Bauern am besten fangen könne. Er trat auch gegen Gretchen viel kecker auf, als bisher. Es wurde Nacht. In der geräumigen Küche hing das Fleisch des geschlachteten Rindes an starken Haken.

Um den langen Eichentisch in der Stube hatte sich das ganze Gesinde gesammelt. Der Bauer musste noch einmal das heutige Ereignis erzählen, doch ein scharfer Beobachter hätte bemerkt, dass er mit dem grössten Widerwillen den gaffenden Leuten seine Lügen vormalte. Eine ungeheure Angst quälte ihn, dass der Leichnam unter dem Grashaufen entdeckt werden könnte, und er rückte oft unruhig auf dem Stuhle hin und her. „Der Toni hat heute wieder lange zu schaffen.

Er will immer alles in einem Tage erschinden," unterbrach der Bauer die Bewunderungsergüsse seiner Knechte, als er die Erzählung geschlossen hatte. „Geh Jost und sag ihm, er soll Feierabend machen. Es sei morgen wieder ein Tag."

Bald nachher trat Toni in die Stube ein. Er entbot kurz den Nachtgruss und entfernte sich dann wieder unter dem Vorwand, dass er sich heute müde gearbeitet habe und nun schlafen wolle. Der Bauer nickte befriedigt. Doch Toni ging nicht zu Bett. Geräuschlos schlich er hinaus und verbarg sich zwischen der Scheune und dem Tränketrog, wo dichtes Gebüsch üppig wucherte.

Wohl um dreier Rosenkränze Länge mochte er so gekauert haben, ohne dass er das geringste Geräusch in der Nähe wahrnahm. Nur der Wind heulte wieder wie in jener Nacht durch die Felsen und ein feiner Regen triefte hernieder. Da plötzlich knarrte leise die Stalltüre. Mit zurückgehaltenem Atem und vorgestrecktem Kopf horchte der nächtliche Lauscher auf. Erst hörte er ein vorsichtiges Schleppen auf den Pflastersteinen des Stalles, dann ein dumpfes Aechzen, wie das eines Menschen, der eine schwere Last aufhebt. Die Türe schloss sich wieder und dann klangen langsame, leise Schritte an sein Ohr, die sich entfernten und endlich in der Nacht verhallten. Es war der Bauer, der das Opfer seiner Habgier wegschaffte. Keuchend schleppte er seine Bürde an das äusserste Ende des Gehöftes. Die Augen standen ihm weit vor den Höhlen. Mehr als einmal wäre er unter der Last zusammengebrochen, wenn ihn nicht die Angst immer wieder aufgestachelt hätte. Es war ihm, als ob der tote Körper wieder Leben bekäme und ihn erwürgen wolle. Wie heisses Blut peitschte ihm der Regen ins Gesicht.

Endlich war er am Ort. Grausend liess er den kalten Körper auf die Erde fallen und mit fieberhafter Eile begann er neben dem Düngerhaufen eine Grube in die Erde zu wühlen. In seiner Angst glaubte er schon bald, tief genug gegraben zu haben. Es schien ihm, als ob sich vor ihm die Erde spaltete, um ihn zu verschlingen. Kalter Schweiss rann von seiner Stirne. Er wälzte den Toten in die Grube und scharrte ihn rasch mit Erde ein. Wie von einem bösen Geist verfolgt, rannte nun der schändliche Frevler dem Wohnhaus zu. Im Stöhnen des Windes glaubte er die Posaunen des Gerichts zu hören und die Eulen riefen ihm aus den Felslöchern immer nach: „Mörder, Mörder!“ —

Toni hatte alles scharf beobachtet. Er war aus seinem Verstecke dem Bauer nachgeschlichen und weidete sich an der Angst des nächtlichen Totengräbers. Als der Bauer die Haustüre schloss, lag er schon auf seinem Strohsack. Seine hochfahrenden Pläne verscheuchten ihm den Schlaf und er beschloss, schon am andern Tag alles in Ordnung zu bringen.

Beim Morgenessen betrachtete er scharf den Bauer, aus dessen matten Augen er deutlich sah, dass sie nie zum Schlaf geschlossen waren. Das hagere Gesicht des Alten hatte eine aschfahle Farbe angenommen und sein Blick flog nur dann und wann unstät umher. Am Vormittag ging Toni nicht aufs Feld. Er machte sich viel in Hof und Scheune zu schaffen und als der letzte Knecht aus dem Hause war, trat er leise in die Stube. Der Bauer sass mit geschlossenen Augen im polsternen Herrensessel. Aufgeschreckt öffnete er die Lider, dann stellte er sich plötzlich gleichgültig, als er Toni sah.

„Meister,“ hub dieser an, „ich habe mit euch ein

wichtiges Geschäft abzumachen. Schon so manches Jahr diene ich euch als treuer Knecht und ihr habt meinen Fleiss auch schätzen gelernt. Ihr habt nun eine hübsche Tochter, wahrhaftig, hübsch ist sie und rechtschaffen, die Gret. Und *die* soll sich jetzt zu Tode grämen des feinen Flachskopfes wegen, der einen allzu grossen Durst nach Wasser hatte? Am Ende geht sie gar noch ins Kloster. Vermögen kann ich nun freilich keines vorweisen, als was ich bei euch verdient habe mit eigenem Schweisse, das wisst ihr, aber zwei tüchtige Arme und einen gesunden Kopf könnte ich als Mitgift bringen, das wisst ihr auch und so fühle ich mich nicht zu gering, um die Hand eurer Tochter zu bitten."

Sprachlos sass der Bauer da. Sein Mund stand offen, die Augen starrten weit aufgerissen den kühnen Werber an. Das Blut war ihm zu Kopfe geschossen. Endlich brach er los: „Ei, da schaut mir einmal diesen hergelaufenen Hund an, diesen Bettler, der es nur mir verdankt, dass ihn der Hunger noch nicht gefressen hat. Wagt es der nicht, um meine Tochter zu werben, um das reichste Mädchen im ganzen Land, das für einen Junker nicht zu gering wäre. Das sollst du büssen, du Bube. Auf der Stelle packst du deine Lumpen zusammen und scherst dich zum Teufel, oder ich lasse dich mit Stricken zum Haus hinaus peitschen!"

Doch mit kalter Ueberlegenheit lächelte Toni auf den wütenden Mann herab. „Nicht zu heftig, Meister!" sprach er in ruhigem Tone. „Wisst ihr, dass ich euch in der Hand habe, wie einen kleinen Knaben? Wisst ihr, dass euch ein einziges Wort von mir an den Galgen bringt? Ihr kennt doch das frische Grab neben der Scheune droben. Ei, ei, wie ihr erschreckt! Ich habe ja nichts gesehen. Es war stockfinstere Nacht."

Wie ein gereiztes Tier sprang der Bauer empor. „Nichts weisst du, Hund, nichts hast du gesehen. Noch ein Wort und ich spalte dir den Schädel wie — —“ Wütend erhob er einen schweren Stuhl, nicht wissend, was er redete und tat. Doch Tonis eiserne Arme zwangen leicht den Aufgeregten in den Polsterstuhl zurück, dass er erschöpft an die Lehne zurücksank. „So, nun kann ich weiter reden,“ begann wieder Toni im gleichen, ruhigen Tone. „Ihr kennt mich schlecht, Bauer, wenn ihr glaubt, ich sehe nicht, was andere um mich herum treiben. Ich will nun ehrlich sein und euch alles sagen, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Nein, ich will euch ein hübsches Geschichtchen erzählen. Es ist unterhaltender: Es war einmal ein reicher Bauer, aber er hatte doch noch nicht genug. Da kam eines Tages ein Metzger, um Vieh zu kaufen und der hatte auf dem Rücken so eine schöne, lederne Tasche, die dem Bauer sehr gefiel. Da stach ihm der Teufel der Habsucht seinen Stachel in den Leib, dass der Bauer in die Höhe sprang und den Melchstuhl, den er gerade in der Hand hatte, so ungeschickt auf den Kopf des armen Metzgers fallen liess, dass dieser für immer das Schnaufen vergass. Aus Ungeschick stiess dann der Bauer einem unschuldigen Rind ein Messer in die Gedärme. Nun, der Bauer hatte doch wenigstens die Ledertasche. Das freute den Meisterknecht sehr, der durch eine Spalte in der Wand dem Unglück zugesehen hatte. Dieser Knecht steht jetzt vor Euch, Herr Meister und der wird jetzt in die Welt hinausziehen, wie ihm der Herr befohlen hat, und das schöne Geschichtchen auch andern erzählen. Lebt wohl!“

Da rang der gefolterte Bauer stumm die Hände dem Toni nach, der schon die Klinke gedrückt

hatte und heiser stöhnte er: „Toni bleib! Bei Leib und Seligkeit, ich bitte dich, bleib! Es war ja nicht so gemeint, — ich war ein wenig aufgeregt. Komm, du musst die Gret haben, aber bleib!“ „So seh ich euch gern, Bauer!“ erwiderte Toni, gar nicht überrascht durch den Erfolg, dessen er ja schon lange sicher war. „Ich gebe euch gegen eure Tochter das Versprechen, dass keines Menschen Ohr mehr diese Geschichte vernehmen soll. Wollt ihr oder wollt ihr nicht? Da ist meine Hand. Schlagt *jetzt* ein, sonst ist's zu spät!“ Krampfhaft griff die magere Hand des Bauers nach der dargebotenen Rechten. „Ja, ja, du sollst sie haben. Du verdienst sie, — gleich hole sie herunter. Sie ist droben im Zimmer.“

Einige Augenblicke später trat Gretchen mit verweinten Augen neben Toni ein. Sie war wieder bei ihrem Fridel gewesen. Der Alte eröffnete ihr das Uebereinkommen mit Toni, dass sie seine Frau werden sollte und befahl ihr, sich endlich einmal den Fridel aus dem Kopf zu schlagen. Er wolle einfach einen Schwiegersohn haben und da finde er keinen würdigern, als gerade den Toni. Er dulde keine Widerrede. Er wolle nur ja oder nein und sträube sie sich, so müsse sie zum Haus hinaus. Schluchzend presste Gretchen das Haupt gegen die Scheiben des Fensters, dann fasste sie sich und sprach in ergebenem Tone: „Vater, was ich dir aus Gehorsam schuldig bin, das will ich tun, doch du machst mich unglücklich und dir Toni kann ich nur eine getreue Hausfrau sein, nicht aber eine liebende Gattin, denn meine Liebe liegt mit dem Herzen meines Fridel begraben.“ —

Liebe, das verlangte Toni auch gar nicht, das kannte er überhaupt nicht. Was ihm weit mehr am Herzen lag, das war der ungeheure Reichtum seines

künftigen Schwiegervaters und darum drängte er eifrig daran, dass möglichst bald die Hochzeit gefeiert würde.

Dem Gesinde blieb fast der Bissen im Halse stecken, als Toni beim Abendessen Gretchen als seine Braut vorstellte. Von da an lüfteten die Knechte ehrerbietig ihre Hüte vor ihm und nannten ihn Herr Meister. Toni vergass auch bald, dass er einmal Knecht gewesen war.

Der Hochzeitstag war gekommen. Am Morgen hatte der Dorfpfaffe den beiden seinen Segen gegeben. Nun sassen die Nachbarn und Freunde von nah und fern beim festlichen Mahl. Der Wein floss reichlich und bald umschwirrte kreischender Geigenklang die erhitzten Köpfe und nach kurzer Zeit erbebte der Boden vom Wiegen der tanzenden Paare. Gretchen sass bleich und abgehärmt am obern Ende des Tisches. Niemand wollte sich lange mit der traurigen Braut unterhalten, nicht einmal Toni. Er beschäftigte sich prahlerisch meistens mit den Gästen; kaum, dass er einmal im Vorbeigehen seine Braut fragte, ob ihr etwa unwohl sei. Und Gretchen war auch am liebsten allein. Nun hatte für sie erst das Unglück begonnen.

Das Fest war verrauscht. Im Lobiseihof war wieder die einsame Stille eingezogen, wie früher. Gretchen wurde von Tag zu Tag trüber. Toni kümmerte sich auch kaum mehr um sie, als vorher. Da, als der Winter seinen Schneemantel anzog, befiel eine schwere Krankheit die junge Frau und als der Kuckuck wieder in den Wäldern schrie, trug man einen weissen Leichnam aus dem Lobiseihof und begrub ihn draussen an der Seite Fridels, wie es die Sterbende verlangt hatte. Zwei junge, blühende Leben waren durch die Hand eines Frevlers dahin gewelkt. — Mit Gretchen floh das Glück aus dem Hof im Lobisei. Der Alte wurde

griesgrämisch. Er sass gewöhnlich verschlossen in seinem Lehnstuhl am Ofen und träumte vor sich hin. Nur wenn im Tal der Wind stöhnte, schoss er oft jählings empor und strich sich angstvoll über die Stirne, als fühlte er noch den heissen Regen jener Nacht. — Toni ergab sich dem Trunke, um seine Gewissensbisse zu töten, die ihn immer heftiger quälten, denn auch im schlechtesten Menschen regt sich eine innere Stimme, die selbststrafend das Verbrechen fahndet. Wenn er dann stark betrunken heimkehrte, kam es oft zu heftigen Auftritten zwischen dem Alten und Toni. Ein Knecht nach dem andern zog fort, denn es war kein rechter Meister mehr da. Das Vieh fand nicht mehr die richtige Pflege, der Hof verwahrloste allgemach. Toni verprasste fast das ganze Vermögen und als in einem ungesunden Winter eine Viehseuche die besten Stücke wegraffte, da war der Ruin des erst noch so herrlichen Gutes unaufhaltsam. Doch was kümmerte sich der Bauer drum, wenn er nur noch für seine letzten Tage zu leben hatte.

Toni war wieder seit einigen Tagen vom Hofe fort. Schwer betrunken schwankte er auf dem Heimwege dem Lobisei zu. Es war eine helle Mondnacht im Frühling. Am Bachufer quackten die Frösche ihre Liebeslieder und von den Felskuppen erklang neckisch der Wechselgesang der Käuze. Dem Toni gaukelten in seinem Rausche allerlei wunderliche Bilder vor den Augen. Vor sich her fluchend, tappte er unsicher über Steine und Gräben, indem er oft zu Boden fiel. Nun stand er an dem hölzernen Stege, der zum Hof hinan führte. Doch so oft er den Fuss auf den etwas erhöhten Balken setzte, stürzte er rücklings in den Kot. Es war, als wenn eine unsichtbare Gewalt ihn zurückstiesse. Da plötzlich verzogen sich seine Züge

zu einem hässlichen Grinsen. In eigentümlichem Feuer begannen seine ausdruckslosen Augen aufzuleuchten. Schaum trat vor seinen zugekniffenen Mund. Es streckte krallenartig die Hände nach vorwärts und schaute starr nach irgend einer Gestalt, die über dem Wasser zu schweben schien. Der Säuferwahnsinn hatte ihn ergriffen. Dem Gebrülle eines wilden Tieres gleich stöhnte es aus heiserer Kehle: „Ha, ha, da kommt er wieder, der blonde Teufel. Nein, das ist ja der Fridel. Hei, wie geht's, Fridel? Hast die Gret gesehn? Hat's viel Fisch dort im Bach? Was, willst du mir Antwort geben! Wart, dich will ich reden lehren, Gott straf' mich!" Wütend rannte er dem Bache zu. Ein dumpfer Fall, ein Rauschen und Gurgeln, dann hörte man nur wieder die Frösche am Ufer und die Eulen auf dem Felsen. Ein schweres Verbrechen war gesühnt. —

Als man am andern Tage den Leichnam des Ertrunkenen in den Lobiseihof brachte, wäre der Bauer fast in die Höhe gesprungen vor Ueberraschung und innerer Freude. Eine schwere Last war ihm vom Herzen gewälzt, denn so lange Toni noch da war, musste er immer in bangen Aengsten schweben, dass dieser in seinem Rausch einmal das fürchterliche Geheimnis an den Tag bringen würde. Nun war der einzige Mitwisser kalt und stumm, jetzt konnte er wieder ruhig schlafen. Ein ganz neues Leben durchdrang wieder seine Glieder. Er zog mit den wenigen Knechten zur Feldarbeit. Seinem Bewusstsein der Sicherheit gab er oft durch unbändiges Lachen Ausdruck, so dass die Dienstleute den frühern Griesgram fast nicht mehr kannten. Doch die Sonne bracht' es an den Tag, was er in dunkler Nacht vollbrachte.

Als er eines Morgens auf der Wiese ob der Scheune mähte, stiess die Sense klirrend auf einen harten

Körper. Er griff darnach in der Meinung, es sei ein Stein, doch statt dessen hielt er einen grinsenden Totenschädel mit klaffender Wunde in der Hand. In tötlichem Schrecken liess er ihn unter einem grässlichen Schrei fallen, dann sank er rücklings zu Boden. Die herbeigeeilten Knechte fanden ihn zitternd im Grase liegen, die Augen starr auf den Totenschädel geheftet, aus dessen Wunde ihm unaufhörlich dampfendes Blut zu strömen schien. Zerknischt bekannte er seinen schrecklichen Mord, dann überfiel ihn ein heftiges Fieber, die Farbe wich aus seinem Gesicht, eisiger Schweiss trat auf seine Stirne und ohnmächtig trug man ihn ins Haus. Tagsüber lag er wie eine Leiche mit geschlossenen Augen auf seinem Lager, aber wenn die Nacht hereinbrach, fing er an sich zu wälzen, schlug mit Händen und Füssen um sich, als ob unsichtbare Geister ihn umtanzten und ihn zu ergreifen suchten. Und eines Nachts hauchte er unter einem fürchterlichen Fluche seine mordbefleckte Seele aus. —

Kaum lag er unter der Erde, so stellten sich auf dem Hofe Leute aus allen Gegenden ein, die ihre Ansprüche geltend machten, denn Toni hatte durch sein lüderliches Leben eine grosse Schuldenlast auf sich geladen, ohne dass der Bauer etwas davon wusste. Der Hof und die Habe wurden versteigert und heute kennt man nicht mehr die geringste Spur von jener reichen Bauernburg. Doch jene schaurige Geschichte lebte unter dem Volke fort und die Fuhrleute wollen erlebt haben, dass in gewissen Nächten langgestreckte Gestalten mit flammenden Augen über die Strasse jagten und im Bach verschwanden. Dann könne man kein Pferd von der Stelle bringen, behaupten sie.

Und wirklich könnte man fast an das Schalten

böser Mächte in jenem Felsenloche glauben, denn wenn moderne Geister entgegen allem Aberglauben ein Ross anschaffen wollen, das auch in gespensterhaften Zeiten weder stockt noch scheut in jenem menschengemiedenen Winkel, so verwirrt gewiss irgend ein Lobiseiteufel ihre Köpfe.

Aus glücklichen Zeiten.

Ein Schatz wohnt mir im Herzen innen
Noch reicher als des Blutos Schacht;
Fühl ich mich einsam und verlassen,
Labt mich des Schatzes Wunderpracht!

Dem blendendsten der Edelsteine
Gilt alle meine Lieb' allein,
Er wär es wert im Diademe
Der Venus eingesetzt zu sein.

Des Schatzes Quell' wird nie versiegen
Und ungeahnt wirkt seine Macht.
Erst wenn zum Grabe sie mich tragen
Erlöscht des Schatzes Wunderpracht!

Kannst ahnen Du, was mir im Busen
Als reicher Schatz verborgen liegt?
S'ist die Erinnerung mit der Hoffnung,
Die über alle Leiden siegt.

Mars.

De tempore.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere kühnere Wahrheit
Laut zu sagen: sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.
(Schiller.)

In seinem letzten Artikel „Sein oder nicht sein!“ hat Flick manch kühnere Wahrheit ausgesprochen. Laut? Ja! zu uns Wengianern und a. H. a. H. und *im richtigen Zeitpunkt.* Doch er darf sicher sein, dass sie auch ihm auf den Kopf gestellt wird, dringt sie zu den Ohren derjenigen, denen sie missfallen muss. Die Darstellung der Tatsachen, gesunder Gedanken und Folgerungen, in diesem Artikel in prägnante Formen gegossen, haben neuerdings vermocht, die Aufmerksamkeit vieler Altwengianer auf sich zu ziehen, andere aus der Gleichgültigkeit aufzuwecken, die Aktiven ihrem Couleurbruder gegenüber zu Dank zu verpflichten, denn immer noch kann ein Chef-Redaktor nicht ohne Risiko für seine Examen einen Artikel schreiben.

Da die nunmehr herrschenden Zustände sicherlich ein Traktandum nächster Alt-Wengianer-Versammlung bilden werden, fühlte ich mich bewogen, im „Reglement für die Kantonsschule“ nachzuschlagen, wie eigentlich dort das Verhältnis der Wengia zur Lehranstalt normiert ist. Es drängt mich, die verschiedenen §§ zu bringen, ohne jedoch das Messer der Kritik ansetzen zu wollen, allein überzeugt davon, dass sie vielen im Wortlaut unbekannt sind.

§ 11 sub 6. Sie (die Rektoratskommission) wendet ein Hauptaugenmerk (!) der Disziplin des Vereins der Kantonsschule zu und entscheidet über allfällige Begehren des Vereins, die nicht in die Kompetenz des Professorenvereins gehören.

§ 39. Den Schülern der VI. und VII. Klasse des Gymnasiums, der V. und VI. Klasse der Gewerbe-

schule, der III. Klasse der Handelsschule (voila!) und des III. und IV. Kurses der Pädagogischen Abteilung ist es erlaubt, einen Verein der *Kantonsschule Solothurn* zu bilden.

Diesem Verein ist untersagt, mit hiesigen oder mit auswärtigen Vereinen in irgend welche Verbindung zu treten. Die Statuten dieses Vereins unterliegen der Entscheidung und Begutachtung des Professorenvereins* und der Genehmigung des Regierungsrates. Kein Schüler darf sich weder als Mitglied noch als Kandidat in den Verein aufnehmen lassen ohne Anzeige an den Rektor und ohne Erlaubnis des Professorenvereins.

Der Aktuar des Vereins hat der Rektoratskommission auf Verlangen jederzeit das Protokoll über die Verhandlungen zur Einsicht vorzulegen. Ausserdem behält sich die Rektoratskommission das Recht vor, auf ihr gut scheinende Weise den Besuch und den Verlauf der Sitzungen zu kontrollieren. Die Sitzungen (1. Art.) sind im Kantonsschulgebäude abzuhalten und zwar jeweilen von Abends 7 Uhr an (sic!). Ebenso haben die Gesangübungen des Vereins im Kantonsschulgebäude stattzufinden.

Andere Vereine sind untersagt. Kein Kantonsschüler darf ohne Erlaubnis des Erziehungsdepartements Mitglied irgend eines andern Vereins sein.

§ 40. Sollte der Verein der Kantonsschule zu Störungen der Disziplin oder zu Unordnungen und Feindseligkeiten Anlass geben, so wird der Regierungsrat nach Anhörung des Professorenvereins

* Geheime Verbindung?

darüber entscheiden, ob er aufgehoben werden soll oder nicht.

— — — — — — — — — — — —

Zu diesem letzten Punkt über Feindseligkeiten sei eine Bemerkung gestattet. Seit geraumer Zeit konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, ob es nicht die feste Absicht der Ruppigonen ist, gerade gestützt auf diesen § 40, systematisch darauf hinzuwirken, dass die Professorenkonferenz und der Regierungsrat sich einzumischen gezwungen werden, um den äussersten Schritt zu tun, wobei die *scheinbar* nichts gewinnen, wir aber alles verlieren könnten.

Aeusserungen des Herrn Rektor, wie: „er wäre der Mann dazu“, scheinen mir so harmlos nicht zu sein und dürften vielleicht als entschlüpfte Worte verhaltener Absichten taxiert werden.

Eine zweite Bemerkung anlässlich einer Citation eines Wengianers nach der „Schlacht im Rotenturm“: „Warum befeinden sie sich? Haben sie doch die nämlichen Tendenzen,“ lässt zur Genüge erkennen, dass man an höchster Stelle den Kampf gegen die Unerlaubten aufgegeben hat oder ihn wenigstens ruhen lässt, wenn man sie nicht auf die Hühneraugen tritt.

Doch ich selbst gedenke kaum mehr meines Mottos! „Gott bewahre!“ würde man mir mit überlegenem Lächeln sagen, „wie falsch, wie unbegreiflich voreingenommen! Die nämlichen Ziele als Schüler sind gemeint, das Schöpfen am Born der Wissenschaft und das Streben zum Nutzen und Gedeihen der Gesellschaft und des Vaterlandes gemeinsam die Kenntnisse zu verwerten!“

Allein es gibt noch andere Winkelvereine: eine Jurassia und Pædagogia, die nicht die nämlichen Tendenzen haben. Der Rektor will sich als Stellvertreter der

Eltern ausspielen und jungen Leuten die Erlaubnis zu einem Tanzkursvergnügen, trotz dem Einverständnis der Eltern, nicht geben, weil sonst für die Schule nicht mehr gehörig gearbeitet werde. Wenn sich aber ein Jurassier eines Tages entschuldigt, er habe sein Pensum nicht einochsen können, weil seine königlichen Gnaden und Hochwürden Prinz Max einen Vortrag gehalten habe, den er nicht habe versäumen dürfen, so knurrt man in den Bart, denn sonst ist das Bürschlein ja ein Streber. —

Jeder Wengianerfux müsste mir, wäre ich F.-M., jene treffende Stelle aus Flicks „Sein oder nicht sein“ auswendig lernen: Entweder tauchen neben den grünen Mützen noch andere auf und dann haben wir unser Ziel erreicht und frei dürfen wir zu „patria“ stehen, oder es verschwinden auch die grünen Mützen. Bleiben wir aber wieder die einzig Beglückten, so haben wir einen Schlag ins Wasser geführt, denn unsere Lage bleibt die nämliche und nach wie vor werden Winkelvereine ihr Dasein fristen und uns die Leute wegkeilen.“

Ich selbst hätte den Füxen gern wieder ein Märchen erzählt, wie jenes vom Riesen Enzenpold eins war; doch ich entsann mich des guten Rates Heinrich Heines:

Gib ihren wahren Namen immer
In deiner Fabel ihrem Helden;
Wagst du es nicht, ergeht's dir schlimmer:
Zu deinem Eselbilde melden
Sich gleich ein Dutzend graue Toren. —
„Das sind ja meine langen Ohren!“ —
Hast einen Dummkopf schonen wollen,
Und zwölfe sind es, die dir grollen.

Mars.

Der „eiserne Bestand“ des Wengianers.

Als Vertreter der Alt-Wengia an der Redaktion unseres Vereinsorgans habe ich die Pflicht, darüber zu wachen, dass die verschiedenen Verlangen, welche bei der konstituierenden Sitzung der Alt-Wengia an das Organ gestellt wurden, erfüllt werden. Allerdings wird die Aktivia in § 15 der Alt-Wengia-Statuten nur verpflichtet, die Adressänderungen und die Publikationen aufzunehmen, allein es wurde später von Adrian von Arx betont, es sollen die *Vereins-Chronik* und die Rubrik „*Von den a. H. a. H.*“ der „eiserne Bestand“ des Wengianers bilden, welcher Ansicht seinerzeit von der Alt-Wengia lebhaft beigepflichtet wurde. Namentlich auf die Vereinschronik habe ich es abgesehen. Sie soll pünktlich erscheinen und jedesmal bis kurz zum Druck der Nummer geführt werden. Allerdings bietet die Vereinschronik den Aktiven wenig Interessantes und Neues, aber für die a. H. a. H. ist sie ungleich wichtiger. Belletristische Aufsätze und Gedichte kommen in zweiter Linie. Da das Hauptsächliche vernachlässigt wurde, habe ich mir diesmal einen Eingriff in das sonst freie Walten des Redaktors erlaubt, allerdings ohne seine sonstigen Artikel einer Censur zu unterwerfen, welche ich mir früher auch nicht hätte gefallen lassen.

Um dem Vertreter der Alt-Wengia die jeweilige Ermahnung an den neuen Chef-Redaktoren zu ersparen (wie es auch ich musste), möchte ich vorschlagen, dass man an nächster Ausserordentlicher Alt-Wengianer-Versammlung bei Anlass einer partiellen Statutenrevision betreffs § 4, auch gerade § 15 behandelt und in dem Sinne erweitert, dass der Absatz 2 lautet:

Die Aktiv-Wengia ist verpflichtet, die Vereinschronik, sowie die ihr zur Kenntnis gebrachten Personalnachrichten unter der Rubrik „Von unsern a. H. a. H.“ und die Adress-Aenderungen im „Wengianer“ zu publizieren.

Der Vertreter der Alt-Wengia:

W. Schlappner v/o Mars.

Vereins-Chronik.

Sitzung vom 10. Januar 1903.

Das Präsidium begrüsst in seiner Rede zum Beginn des Jahres die Mitglieder.

Vortrag von Næf v/o Krach: Schweizerisches Asilrecht. Opponent: Hafner v/o Poss.

Varia: Der Quästor hat Bericht zu erstatten in Betreff der von Fauster in Zürich angebotenen Corpsbänder. Der Antrag Reber v/o Blitz keine Auszüge aus den Vorträgen ins Protokoll aufzunehmen, wird nicht angenommen.

Sitzung vom 17. Januar.

Vortrag von P. Roth v/o Stift: Solothurner Studenten und Philister. Opponent: Allemann v/o Flick.

Sitzung vom 24. Januar.

Vortrag von Roth v/o Conto: Fritz Reuter's Universität- und Festungsjahre. Opponent: Hafner v/o Poss.

Varia: O. Kuoch gibt sein Austrittsgesuch als Spefux. Kuoch soll in der nächsten Sitzung erscheinen und seine Gründe darlegen. — Es werden die vom Komitee als couleurwürdig erkannten Wirtschaften bekannt gegeben. Sonntag den 25. Januar findet ein Bummel nach Biberist und Besuch des Theaters daselbst statt.

Sitzung vom 31. Januar.

Vortrag von Schild v/o Brüll: Der Rhein und der Strom der Kultur. Opponent: Stampfli v/o Pi.

Varia: Der offizielle Abendtopf von Sonntag den 1. Februar wird auf Lichtmess verschoben. Das Präsidium verlangt Auskunft über die ostentative Spannung zwischen einzelnen Mit-

gliedern und den sog. Ruppigonen. Er warnt vor Keilereien. Lebhafte Diskussion, von dem Gedanken beseelt: wir lassen unsere Farbe nicht beschimpfen. O. Kuoch wird verpflichtet, an einer Extrasitzung am Donnerstag zu erscheinen.

Sitzung vom 7. Februar.

Vortrag von Allemann v/o Flick: Studentisches Bewusstsein. Opponent: Roth v/o Stift.

Varia: Kuoch ist an der Sitzung erschienen. Allemann v/o Flick, der an Stelle des die Sitzung verlassenden Präsidiums getreten ist, wirft Kuoch seine Charakterlosigkeit vor und verlangt von ihm rückhaltslose Angabe der Gründe zu seinem Benehmen. Da Kuoch mit einer geheimen Verbindung sympatisiert und seine Gründe auskneifend und ungerechtfertigt sind, wird er in den Verschiss erklärt.

Sitzung vom 14. Februar.

Vortrag von Born v/o Rülps: Reisen in Berner- und Walliseralpen, Opponent: Schild v/o Brüll. A. H. Keller macht auf den alten Brauch, Füxe hätten 2 Vorträge zu halten, bevor die Reihe an die Burschen käme, — aufmerksam, der aber nicht mehr haltbar erscheint.

Varia: Das Präsidium mahnt, einer für heute Abend von den sog. Ruppigonen vorbereiteten Keilerei auszuweichen A. H. Keller ermahnt die Füxe nicht mehr solche Streiche auszuführen, wie es in letzter Zeit oft geschah.

Sitzung vom 21. Februar.

Vortrag von Raspini v/o Rinaldo: Der Mann mit der eisernen Maske. Opponent: Born v/o Rülps.

Varia: Der Aktuar teilt mit, Kuoch wolle seine Couleurartikel nur gegen Entschädigung zurückerstatten. Es werden Beschlüsse des hohen B. C. bekannt gegeben.

Sitzung vom 28. Februar.

Vortrag von Meister v/o Peter: Parfum. Opponent: Bur v/o Reck.

Varia: Es wird beschlossen, den 3. April im Rosengarten einen Commers abzuhalten. Es werden diesbezügliche Anordnungen getroffen. Die Photographien der A. H. sollen alle im Lokal aufgehängt werden. Jeder Wengianer soll künftig beim Abzug nebst Band und Mütze eine Photographie ins Archiv abliefern. Näf v/o Krach macht auf das Morgen im Konzertsal stattfindende Referat über den Zolltarif aufmerksam. K. R. Sub-Red.

Von unsern a. H. a. H.

W. Klein v/o Storch hat mit bestem Erfolge das II. prop. Examen als med. dent. absolviert. Weiter im Text! Gratulamur!

Unser lb. Sprenzel R. Anselmier macht auch schon von sich reden. Er hat sich in seinem prop. Examen als cand. pharm. obenaus geschwungen. Bravo!

Ein alter F.-M. Walter Salchli v/o Spatz hat sich im Februar ein Gemahel angeschnallt und wird sich nun wohl des neuen Glücks im neuen Frühling erfreuen. Pax vobis salusque!

A. H. Dr. med. R. Christen v/o Mops (auch ein F.-M.) wurde durch seine Verheiratung veranlasst, das alte Musenstädtchen zu verlassen und wird seinen Doktorstuhl irgendwo anders aufschlagen. An seine Stelle als Assistent des Spitals zog a. H. Herzog v/o Choli. Während wir den Wegzug Mopsens bedauern müssen, können wir uns doch mit Cholis Ersatz trösten. Hoffentlich vergisst der erstere die Wengia nicht und der letztere möge ihr ein tatkräftiger Freund sein.

A. H. Wilfried Walker v/o Petz wurde zum Postcommis in Solothurn erkiesen.

A. H. Gustav Montandon v/o Topf ist seit kurzer Zeit als Ingenieur in den von Roll'schen Eisenwerken in der Klus in Stellung.

A. H. Max Kaiser v/o Jux, mit dem Barte, gewesener Stellvertreter des Behüters der soloth. Staatskasse und Schutzpatron der Wengianerkasse, trat am 1. April 1903 aus dem soloth. Staatsdienste aus, um sich in Leipzig dem Studium der Handelswissenschaften hinzugeben. Fröhliche Leipzigersemester!!

A. H. von Gugelberg v/o Gabriel, Ingenieur an der Albulabahn in Reichenau (Graubünden), wurde vom Bundesrat zum Hauptmann der Genietruppen ernannt.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion der philosophischen Fakultät der Universität Zürich hat dem Leo Rudolf v/o Sinus auf Grund seiner eingereichten Inauguraldissertation „Beiträge zur Kenntnis der Aminoxyde“ und vorschriftsmässiger Prüfungsweise die Würde eines Doktors der Philosophie verliehen.

Alt-Wengia.

Ausserordentliche Versammlung

Samstag den 4. April 1903, nachmittags 2½ Uhr

im Hotel „Metropol“ in Solothurn.

Traktanden:

1. Protokoll der letzten Generalversammlung.
2. Demission des Kassiers und Neuwahl an dessen Stelle.
3. Statutenrevision betreffend Verlegung der Generalversammlung vom Herbst auf den Frühling (vide § 4 d. Stat.)
4. Aufnahmen.
5. Vereinsangelegenheiten an der Kantonsschule.

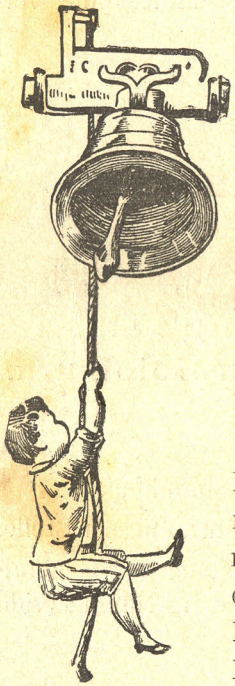
Wir ersuchen alle Alt-Wengianer, hauptsächlich mit Rücksicht auf das letzte Traktandum, das die *weitere Existenz der Wengia sehr stark berührt,* an der Versammlung zu erscheinen.

Zugleich laden wir unsere Mitglieder ein, durch Teilnahme an dem am 3. April abends stattfindenden Schlusskommers den Aktiven unsere Sympathie zu bezeugen.

Solothurn, den 20. März 1903.

Das Komitee.

Wengia Solothurn.



Strömt herbei, ihr Völkerscharen!

Am **3. April** nächsthin feiert die Wengia im Restaurant

„Rosengarten“

abends 8 Uhr, den

Oster-Kommers.

Sie legt den alten Häusern ans Herz, recht zahlreich anzuschwirren, um bestaubte Wengianererinnerungen bei Scherz und Bier wieder aufzufrischen. Hoffentlich muss keiner sich mit den Worten im Evangelium entschuldigen:

„Ich habe mir ein Weib genommen und darum kann ich nicht kommen.“

Mit Wengianergruss auf frohes Fiducit.

Pro Wengia: **Die Red.**

Als Manuskript gedruckt.

Druck der Zepfel'schen Buchdruckerei, in Solothurn.